

# Die Blüten des Judasbaums



Projektbeschreibung  
für einen  
Dokumentarfilm

von

Merlyn Solakhan  
und Manfred Blank

© 1994, 1998, 2000 by *blankfilm* Berlin, Blankenburger Str. 30,  
D-13156 Berlin, Tel. und Fax (\*30) 262 57 45,  
eMail: blankfilmprod@aol.com

## Der 23. März 1933

Es war der Tag des Ermächtigungsgesetzes, der Tag, an dem in der Berliner Kroll-Oper – der Reichstag gegenüber hatte einen knappen Monat vorher gebrannt – die Nazis jenes Gesetz durchdrückten, das ihnen freie Hand gab. Das Willkür, Despotie, Unterdrückung, Mord und Völkermord im Vornherein legalisierte. Es war der 23. März 1933.

Im Hof der Frankfurter Universität traf der junge Professor der Pathologie Philipp Schwartz einen Kollegen. Der Kollege blieb stehen, wie vom Donner gerührt. Der Kollege wurde bleich. »Was, Sie sind noch hier? Fahren Sie, fahren Sie schnell, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist – vielleicht ist es sogar schon zu spät,« stammelte er. Schwartz schoß es durch den Kopf, dass sein Kollege etwas gehört haben musste, dass er etwas wissen musste. Dass er mehr wissen musste als das, was alle wussten: Wenige Tage vorher war, unter dem Vorwand, man suche »Waffen und Maschinenpistolen«, die Wohnung des Pathologen wie in einem Blitzangriff von einem Polizeikommando durchsucht und dabei komplett verwüstet worden.

Am selben Abend stieg Schwartz in den Zug, seinen kleinen Sohn an der Hand. Seine Frau und sein Töchterchen verabschiedeten sie am Bahnhof. Bald, wenn sie alles aufgelöst hätte, würde auch sie nachkommen. Vater und Sohn fahren ab nach Zürich.

Sie kamen bei Schwartz' Schwiegervater unter, einem Schweizer Professor. Wie gern hätte der junge Mediziner unrecht behalten. Doch die Nachrichten überschlugen sich, und eine war bitterer als die andere. Eine namenlose Wut ergriff den Emigranten: 1. April: Juden-Boykott-Tag, Beginn der Jagd auch auf Kommunisten und Sozialdemokraten, 7. April: »Gesetz zur Wiederherstellung des deutschen Berufsbeamtentums« und so weiter und so fort in ununterbrochener Folge.

## Synopsis

Wir wollen einen Film drehen über das Leben eines Zoologen, einen Film mit einem historischen Sujet, wenn man so will. In dem es aber um etwas Gegenwärtiges geht: um die Erde als ein ökologisches System, um die Wissenschaft und wie sie mit der Gesellschaft und der Politik zusammenhängt; und um Auswanderung und Einwanderung und das Zusammenleben in sogenannten »multikulturellen« Gesellschaften.

Curt Kosswig hat sein Leben in zwei Ländern verbracht. Zuerst geschah das nicht freiwillig. Er ist geflohen vor den Nazis, hat achtzehn Jahre in der Türkei verbracht, als politischer Emigrant. Als er, zehn Jahre nach dem Krieg, nach Deutschland zurückkehrte, war ihm die Türkei ein gastliches Land, ja tatsächlich eine zweite Heimat geworden, und er ist immer wieder dahin gegangen: schließlich, geehrt in beiden Ländern, hat er sich in der Türkei begraben lassen.

Wir wollen einen Film drehen über einen Zoologen, über sein Werk, über sein Leben, damit zwangsläufig auch über sein Jahrhundert – dieses, das jetzt bald zu Ende geht – und über die Länder, in denen er lebte, Deutschland und die Türkei.

In der Türkei war und ist Kosswig bekannt über den Bereich der Universitäten und der Naturwissenschaft hinaus, er ist bekannt nicht nur als einer der Begründer der türkischen Biologie und Zoologie, sondern auch als der Vater des Vogelparadieses in Westanatolien, des ersten türkischen Nationalparks überhaupt, als Beschützer jenes skurrilen Vogels, dem Waldrapp, einer sehr seltenen Ibisart, dessen Vorhandensein so etwas

wie der Indikator geworden ist, ob es das noch gibt, ursprüngliche Natur in Anatolien, und er ist bekannt als der Erforscher der türkischen Wasser und Meere. Die Türken sagen, er sei einer von ihnen, was sie nicht einmal von allen sagen, die in der Türkei geboren sind.

Aber daß er ein Deutscher ist, wird überdeutlich schon an seinem Emigranten-schicksal: er sah sich gezwungen zu geben, »obwohl« - wie hirnverbrannt ein Satz sein kann in diesem unserem Jahrhundert und Land – »er weder Jude noch Sozialdemokrat noch Kommunist war...«. Er sah sich gezwungen zu gehen, weil er nicht alte Freunde verleugnen, nicht seine Wissenschaft in den Dienst der Politik und sein Institut und sich in den der Partei stellen wollte, er sah sich gezwungen zu gehen, weil er, wie man nicht nur damals sagte, als »politisch nicht zuverlässig« galt.

Wir wollen einen Film machen über Geschichte und Politik, Türken und Deutsche, Land und Wasser, Pflanzen, Tiere und Menschen.

## **Philipp Schwartz (1)**

Ab Mitte des Monats begannen die um ihre Anstellungen und um ihre Existenzmöglichkeiten gebrachten Wissenschaftler auch in Zürich anzukommen. In der Pension »Seehof«, so ging es von Mund zu Mund an deutschen Universitäten, sei eine leidlich preisgünstige Bleibe zu finden. Bald waren es 22 Professoren, die die Wirtin zählte, unter ihnen gleich mehrere Cohns, weder verwandt noch verschwägert.

Philipp Schwartz wollte und konnte nicht länger sich lähmen lassen von dem Unheil, das über sie hereingebrochen war, er wollte nicht weiter untätig sein. Zusammen mit einer immer größer werdenden Schar von deutschen Emigranten machte er sich daran, mit Hilfe von »Kürschners Gelehrten-Kalender« eine Kartei zusammenzustellen. All die, welche schon emigriert waren oder im Begriff standen, es zu tun, sollten in ihr verzeichnet sein. Ein erster Schritt, sie irgendwo hin in die Welt zu vermitteln. Er ließ eine kleine Nachricht einrücken in die Neue Zürcher Zeitung: eine »Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland« habe sich in Zürich gebildet. Das Echo war überwältigend: Hunderte von Wissenschaftlern meldeten sich bei ihnen. Die Arbeit war nicht mehr in kleinen Privatzimmern zu bewältigen. Ein Zürcher Geschäftsmann stellte unentgeltlich Büroräume zur Verfügung, die bald eine Unzahl zur Untätigkeit verdammt Wissenschaftler über Karteien, brieflichen Anfragen und Listen emsig beschäftigt sahen. Die Gelehrten hatten den Schock über ihr Unglück tätig überwunden, die Einsamkeit ihrer trostlos gewordenen Studierstuben hinter sich gelassen und ihr Schicksal in die eigenen Hände genommen.

## **Nekrolog**

Als am 29.3.1982 im Alter von 79 Jahren Curt Kosswig starb, fand das hierzulande kaum Beachtung: in Fachpublikationen erschienen einige Nachrufe, sein Hamburger Institut widmete ihm ein Gedenkcolloquium.

Als er, auf seinen Wunsch hin, am 8.4.1982 in Istanbul auf dem berühmten Aşiyân-Friedhof bei Rumeli Hisar, in der Nähe des Bosphorus, begraben wurde, neben seiner einige Jahre vorher gestorbenen Frau Leonore, berichteten darüber die großen türki-

schen Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen. Die Türkei erwies ihm die Ehre eines Staatsbegräbnisses.

Wenn jemand sich durchaus in »fremder Erde« begraben lassen will, so muss das einen ernstesten Grund haben, und wenn ein Deutscher in der Türkei auf eine solche Weise gewürdigt wird, dann muss etwas Wesentliches dahinterstecken.

## **27.09.1937 und der Tag danach**

In Berlin hatten sie die Flaggen aufgehängt, an jedem Haus die rote mit dem Hakenkreuz in der Mitte, an manchen Gebäuden, den offizielleren, auch die andere, die die Leute nicht so kannten, die der italienischen Faschisten. Es war der Tag, als der *duce* Hitler besuchen kam in der Reichshauptstadt.

Der junge Mann, Mitte dreißig, kannte sich aus in der Stadt. Er war hier aufgewachsen. Hals über Kopf hatte er Wolfenbüttel, mit der letzten nächtlichen Straßenbahn, verlassen, in Braunschweig gerade noch einen Zug nach Magdeburg erwischt, dort in einer Spelunke übernachtet und schließlich am frühen Morgen Berlin erreicht. Er geht stracks zur Lufthansa und erwirbt ein Flugticket nach Sofia, nächster Morgen, ganz früh. Istanbul flog die Gesellschaft nicht an. Jetzt gilt es, flink zu sein, Visa zu besorgen: er hastet in die Tiergartenstraße zur türkischen Botschaft. Wie alle wichtigen Beamten in allen Botschaften der Welt ist der Kulturattaché, den er zu sprechen wünscht, gerade in einer Konferenz. Die Minuten zerrinnen. Jetzt, auf dem Gang, zwischen zwei Terminen, stellt er ihn. Nein, für Visa sei das Generalkonsulat zuständig, nicht weit von hier, in Moabit. Er solle sich aber keine Sorgen machen, man habe außer ihm schon andere Professoren aus dem KZ nach Istanbul gebracht. Draußen auf der Straße sieht er die Bescherung.

Berlin war in zwei Hälften geteilt worden. Die Siegesallee, große Paradedstraße in der Mitte der Stadt, hatte man zwischen Adolf-Hitler-Platz in der Nähe des Olympiastadions und Schloßplatz an der Spree vollkommen abgeriegelt, keine Katze, keine Maus wäre bei dem triumphalen Défilée der beiden Führer der Aufmerksamkeit des Wachpersonals entgangen; zum Generalkonsulat, keine 500 Meter Luftlinie entfernt, wäre nicht einmal eine Armee durchgebrochen.

Zitternd bleibt der junge Mann stehen, dann hat er eine Idee: auf zur Ringbahn – raus zum Westend, dann wieder zurück in östlicher Richtung bis zum Lehrter Stadtbahnhof. Nein, zuerst einmal zu den Bulgariern in die Kaiserallee. Im bulgarischen Konsulat die Auskunft, erst müsse das Visum für die Türkei vorliegen, dann könne man einen Transitstempel hinzufügen.

Nach banger Fahrt, beklommenen Minuten des Wartens hatten die Türken ihm den Paß, nun mit Siegel, Stempel und Unterschrift versehen, wieder ausgehändigt. Nun zurück den ganzen Weg. Eine endlose Fahrt. Aus der Ringbahn auf die Straße, hin in die Kaiserallee. Er klingelt, klopft, klingelt wieder an der Tür. Keine Antwort. Das Konsulat hatte geschlossen. Noch immer außer Atem, erschöpft, verzweifelt setzt sich der junge Mann auf die Treppenstufen. Stützt den Kopf in die Hände. »Na«, hört er, »zu spät? Wohl wegen den Absperrungen.« Ein Mann war die Treppe heruntergekommen. Er weist nach oben. Da wohne der Generalkonsul, er werde ihm sicher helfen. Ein freundlicher älterer Herr öffnet im oberen Stockwerk, nimmt den jungen Mann mit nach unten, drückt ihm den Durchreisestempel in den Pass.

Es war ein sonniger Frühherbsttag, golden, die Stadt strahlte. Erst jetzt bemerkt das der junge Mann, als er wieder auf die Straße tritt. Noch einmal fühlt er verhöhlt nach dem Paß in der Manteltasche, dann verfällt er in einen langsamen Trott, ein Schlendern, fast hätte er ein paar tänzelnde Schritte wie von ungefähr eingebaut. Er macht sich auf dem Weg zum Potsdamer Bahnhof. Als er auf dem Bahnsteig wartet, trifft es ihn dann wie ein Hammerschlag, als die Gruppe der Schwarzhemden auf ihn zukommt. Gerade noch kann er, mit zusammengebissenen Zähnen, die Lähmung, die ihn ergriffen hat, überwindend, hinter eine Säule treten. Ja, er war es, dessen Name nicht wert ist, hier genannt zu werden, inmitten der schwarzbehemdeten Schar seiner Schergen. Wie kann es sein, daß sie alle aus Braunschweig gekommen sind, ihn hier zu fangen? Nein, nicht ihm gilt diese Zusammenrottung der Schreckensraben, sondern dem Tag des Treffens der beiden choleralischen Schreihälse mit den geschwollenen Stirnadern. Dann war alles Schwarze auch schon wieder vorbei, die Sonne strahlt warm. Leonore, die Muma, seine Frau, ist aus dem Braunschweiger Zug getreten, sie fallen sich in die Arme, wieder ergreift sie Übermut, und sie steigen vor dem Bahnhof in eine offene Kutsche, die Straßen waren wieder frei, und in der linden Luft lassen sie sich durch die Budapester Straße, die Siegesallee, durch das Brandenburger Tor, Unter den Linden bis zum Hotel am Potsdamer Platz kutschieren.

Früh am nächsten Morgen, die bedenkliche Röte im Gesicht der Muma hatte nicht nachgelassen und sie schien zu fiebern, beharrte aber, dass es ihr blendend gehe, fahren sie hinaus zum Flughafen Tempelhof. Während er zu den Passkontrollen vorschreitet, läuft die Muma, durch Glasfenster getrennt, mit ihm gleichauf. Er brummelt sein »Heil Hitler« - es sollte das letzte seines Lebens werden – und der SS-Mann haut seinen Stempel in den Pass. Da konnte er die Muma schon nicht mehr sehen.

Er wusste damals noch nicht, dass an allen Grenzübergängen, dort wo man auf Straßen und Schienen das Deutsche Reich verlassen konnte, er keine Chance gehabt hätte, weil sein Name auf den Listen stand. Und das, obwohl er weder ein Jude noch ein Kommunist noch ein Sozialdemokrat noch ein Spion war, sondern ein einfacher Professor aus Braunschweig.

Und er hatte nicht mehr gesehen, wie die Muma, als der SS-Mann den Stempel in den Paß gehauen hatte, weinend ohnmächtig hingeschlagen war. Eine freundliche fremde Dame half ihr auf die Beine, ohne dass es ihr recht bewusst wurde. Erst in einer nahegelegenen Konditorei, wohin die Dame sie führte, kam sie wieder zu sich, erholte sich ein wenig und kehrte mit dem Zug nach Braunschweig und Wolfenbüttel zurück.

Er hat, wie mit benebelten Sinnen, die Heimatstadt seiner Familie, Finsterwalde, unter sich vorbeischieben sehen, eine kurze Zwischenlandung in Wien kaum wahrgenommen und ist, nach der Landung des Flugzeugs, benommen in die Stadt gefahren, bis es ihm dämmert, dass er sich in Budapest befindet. Noch weit weg von seinem Reiseziel. Er erinnert sich, dass sein Freund, der Botaniker Heilbronn, vor einiger Zeit, als er, ohne Wissen seiner Vorgesetzten und der deutschen Behörden »inkognito« in Istanbul gewesen war, ihm ein Hotel genannt hatte, wo ihm, wenn er Heilbronn's Namen nenne, vom Portier ein Sparbuch ausgehändigt würde, dessen Guthaben ihm zur Verfügung stünde. Er hebt das Geld ab, kauft sich ein Billet für den Balkan-Express und kommt zwei Tage später in Istanbul an.

Die Muma wurde, als sie zu Hause in Wolfenbüttel ankam, von Edith erwartet, der stets freundlichen und ruhigen Hausangestellten, die jetzt aber dem Nervenzusammenbruch nahe war. Nicht nur, daß alle drei Söhne, darunter der Säugling Christian, gerade einmal sechs Monate alt, mit Masern darniederlagen, auch die Polizei war schon zwei-

mal dagewesen und hatte die Pässe eingefordert. Die Muma brachte ihren Pass zur Polizeistation, informierte die Beamten über die Abreise ihres Mannes und legte sich ins Bett. Der Arzt diagnostizierte Masern, sie hatte sich bei ihren Söhnen angesteckt.

Wie war es zu all diesen verwirrenden Ereignissen gekommen?

## **Philipp Schwartz (2)**

Anfang Mai erreichte Philipp Schwartz eine Postkarte, die in einem idyllischen Ort am Bosphorus aufgegeben worden war. Ein gewisser Malche bat um Kontaktaufnahme, er habe von der Notgemeinschaft Kenntnis erhalten. Der Schwiegervater klärt ihn auf: Albert Malche sei Pädagogik-Professor in Genf, er kenne ihn gut, auch als Politiker sei er hervorgetreten. Seit dem Vorjahr arbeite er als Berater der türkischen Regierung für die beabsichtigte Universitätsreform. Philipp Schwartz sah die Chance für einen kleinen ermunternden Anfangserfolg seiner Initiative und antwortete sofort. Einige Briefe gingen hin und her. In Umrissen ließen sie erkennen, dass sich tatsächlich eine gute Möglichkeit aufzutun könnte. Die alte islamische Hochschule in Istanbul sollte geschlossen werden und an ihre Stelle sollte eine Universität nach westlichem Muster treten, Ausgangspunkt für weitere Universitätsgründungen überall in Anatolien. Malche hatte in seinem Regierungsgutachten keinen Zweifel daran gelassen, dass allein organisatorische und strukturelle Änderungen keine Abhilfe schaffen würden. Es bräuchte neue Lehrkräfte, und die seien, in der wünschenswerten Qualifikation und Anzahl, nur im Ausland, sprich in West-Europa, zu finden. Zweimal machte sich Schwartz auf nach Istanbul, um mit Malche und türkischen Regierungsvertretern die Situation zu sondieren. Am 30. Juni nun bestieg er zum dritten Mal den Zug in Zürich. Ein Treffen beim Minister in Ankara erwartete ihn. Viele der nach Zürich emigrierten Wissenschaftler, nun seine Mitarbeiter im Büro der Notgemeinschaft, begleiteten ihn zum Bahnhof, um ihn zu verabschieden und ihre besten Wünsche, wohl aber auch ihre Hoffnungen, mit auf den Weg zu geben. Alle, die den Gang der Ereignisse verfolgt hatten, spürten, dass es ein Aufbruch war zu etwas Verheißungsvollem.

## **Vorgeschichte**

Ein junger, eben 30jähriger Privatdozent, er hatte sich gerade habilitiert, wird auf einen Lehrstuhl berufen.

Das Land, ein recht kleines, ist stolz auf die mehr als zweifelhafte Vorreiter-Rolle, die es im Reich spielt. Seit 1931 schon wird es von dem Nazi Klagges regiert. Er ist es, der mit der Ernennung Hitlers zum Staatsbeamten dessen Aufnahme in die deutsche Staatsbürgerschaft zu verantworten hat, wodurch dieser nicht nur bei der Wahl des Reichspräsidenten kandidieren, sondern überhaupt erst zum Reichskanzler ernannt werden kann. Dieser Nazi veranstaltet für das kleine Land einen Probelauf der Macht-ergreifung, mit allen Ingredienzien: »Gleichschaltung« des Polizei- und Verwaltungsapparats, Einschüchterung der politischen Gegner, Übergabe der Exekutive an die Unterorganisationen der NSDAP, Gängelung der Justiz. Und er gebärdet sich wie ein kleiner »Führer«: alles hat über seinen Tisch zu gehen, ist in letzter Instanz von ihm zu entscheiden, besonders Dinge, die von öffentlichem Interesse sind oder etwas Repräsentation

tives. Und »seine« technische Hochschule zählt er – als ehemaliger Volksschullehrer – dazu.

Der junge Professor hat sich seit seiner Studienzeit hervorgetan als Genetiker. Er hat sich intensiv mit klassischer Vererbungslehre befasst und das scheint ihn interessant zu machen für die, welche sich anschickten, die neuen Herrscher in Deutschland zu werden. Er hatte eine Arbeit vorgelegt, in der er sich mit der Geschwulstbildung bei einer Art von Aquariumsfischen beschäftigte, die er seit seiner Schülerzeit züchtete. Er war zu dem Ergebnis gekommen – und zwei andere Wissenschaftler haben, unabhängig voneinander, aber zu etwa derselben Zeit, identische Ergebnisse vorgelegt – daß bei Mischlingen unterschiedlicher Arten, in der biologischen Terminologie – und nicht nur in ihr – »Bastarde« genannt, Geschwulste sich vererben, während Sie das bei »artreinen« Tieren nicht tun. Man kann sich vorstellen, dass es, wo von Staats wegen über Rasseinheit, Arier, Halb-, Viertel-Juden und dergleichen mehr schwadroniert wird, solche Ergebnisse nicht unlieb sind.

Von dem jungen Zoologen wird Staatstreue erwartet, er hat Parteischulungen über Genetik durchzuführen und wird angehalten, in populärwissenschaftlichen Reihen Einführungen in seine Spezialgebiete zu verfassen, zur »Volksbildung«. Er tut das, wenn auch wohl eher unwillig. Tatsache ist, daß in seinen Einleitungen dieser schmalen Bände nicht von der »völkischen Revolution«, der »neuen Zeit«, den »nationalen Aufgaben« und sofort die Rede ist, wie bei den Kollegen, die sonst noch in diesen Reihen veröffentlichen. Er wird gedrängt, der Partei beizutreten, glaubt aber, seiner »vaterländischen Pflicht« dadurch Genüge zu tun, daß er sich freiwillig zur Reichswehr meldet und anstehende Wehrübungen durchaus absolviert.

Er hatte aus Münster, wo seine akademische Karriere begonnen hatte, einen ziemlich unqualifizierten Zoologen in das kleine Land mitgebracht, der in einer Übergangszeit die Verwaltungsaufgaben beim naturwissenschaftlichen Museum übernehmen sollte. Nach der Machtergreifung der Nazis im ganzen Deutschen Reich – die im Kern ja nichts anderes als ein paramilitärischer (von der Privatarmee der NSDAP durchgeführter) Staatsstreich war – gibt sich dieser Platzhalter als alter Parteigenosse und Sturmführer der SS zu erkennen und entwickelt sich zu einer schweren Belastung des jungen Professors.

Das zynisch »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« genannte Instrument zur »Reinigung« des Staats- und Verwaltungsapparats wird zur Anwendung gebracht. Sein Münsteraner jüdischer Freund, ein Botaniker, wird sofort entlassen, kann aber recht bald in Istanbul eine Anstellung finden. Sein Förderer und ehemaliger Vorgesetzter aus Münster wird als »Halbjude« ausgemacht, kann aber, als hochdekoriertes Soldat des Ersten Weltkriegs, nach den Bestimmungen des »Gesetzes« nicht entfernt werden. Eine Kampagne gegen ihn wird in Gang gesetzt, gleichzeitig fordert ihn das Reichserziehungsministerium, dem nach der »Gleichschaltung der Länder« alle kulturpolitischen Entscheidungen übertragen werden, auf, sich weit vor Erreichen des Pensionsalters emeritieren zu lassen. Herbeigeholte SA- und SS-Männer hindern ihn, Vorlesungen und Übungen zu halten, unter Druck fügt er sich der Aufforderung des Ministeriums. Sein designerter Assistent kann, als ehemaliger Aktivist eines katholischen Studentenverbandes, nur unter größten Schwierigkeiten promovieren, unser junger Professor hält an seiner Verpflichtung fest.

Nach dem Abgang seines Münsteraner Ordinarius' wird der junge Professor als dessen Vertreter dorthin abkommandiert. Er deckt die Kampagne gegen seinen väterlichen Freund auf und läßt Studenten, die an ihr beteiligt waren, exmatrikulieren. Seine Hoffnung, Nachfolger seines Förderers zu werden und damit den inzwischen verhassten

Posten in dem kleinen Land los zu sein, zerschlägt sich – der Landesherr und Nazi-Vorreiter verfügt die Rückkehr nach einem Semester.

Während er von der SS gezwungen wird, obskure und lächerliche Reihenmessungen an jungen Kandidaten für die »Leibstandarte Adolf Hitler« durchzuführen, wird seine Situation in dem kleinen Land immer bedrohlicher. Wiederum aus Münster hat er sich einen diesmal fähigeren Zoologen mitgebracht, den er zum Vorgesetzten des SS-Sturmführers ernennt, der sich im Museum eingenistet hat. Beschwerden sind die Folge, die, wegen des Einflusses des kleinen Alt-Nazis, bis an höchste Stellen gelangen und ihm eine Abmahnung eintragen: er habe künftig »aktiv seine nationalsozialistische Gesinnung zu beweisen.« Der von ihm mit allem Einsatz unterstützte Versuch eines Assistenten, sich zu habilitieren, wird im Kern vereitelt; man läßt diesen zwar die Prüfungen bestehen, entzieht ihm aber wegen »politischer Unzuverlässigkeit« die *venia legendi*, die Unterrichtserlaubnis, so daß er sich gezwungen sieht, die Technische Hochschule zu verlassen.

Wegen seiner Parteinahme wird der junge Professor gemäßregelt, es wird ihm, wenn auch »inoffiziell«, bei weiterem Fehlverhalten das KZ angedroht.

In dieser Situation erreicht ihn die Nachricht von einer freigewordenen Professur an der Universität İstanbul. Das Berliner Ministerium fordert ihn erst auf zu einer Bewerbung, gibt ihm aber dann Bescheid (zu vermuten steht, dass sein Landesherr dies veranlasst hat), dass eine solche nicht berücksichtigt werden könne. Er bewirbt sich direkt und erhält den Ruf aus İstanbul (es ist anzunehmen, dass er in seinem Botaniker-Freund dort einen entscheidenden Fürsprecher hatte). Er stellt in dem kleinen Land einen Antrag auf Entlassung aus dem Staatsdienst und es wird daraufhin ein Ausreiseverbot gegen ihn erwirkt. Die Ausreise gelingt nur deshalb, weil die SS vergessen hatte, den Flughafen Tempelhof in Kenntnis zu setzen.

## Ein historischer Zufall

Anfang der dreißiger Jahre wird in der jungen türkischen Republik eine weitere der vielen Reformen in Angriff genommen. Das alte osmanische System der höheren Bildung wird abgeschafft, an seine Stelle soll ein Universitätssystem nach europäischem Vorbild treten. Sehr bald sehen die Verantwortlichen, dass es schlicht an Lehrkräften fehlt, an Professoren, die imstande wären, die jeweiligen Fachgebieten nicht nur zu vertreten, sondern sie überhaupt erst im Bereich der Türkei zu begründen; die ersten Lehrbücher zu verfassen und die jeweiligen Institute aufzubauen.

Es wird deutlich, dass man auf Ausländer, auf Europäer zurückgreifen müssen. Die sind natürlich nicht so einfach in einer so großen Zahl und der gewünschten Qualifikation verfügbar. Da kommt etwas zu Hilfe, was man, von der einen Seite her betrachtet, einen Zufall nennen könnte, von der anderen Seite her: ein Unheil. Es ist dies die Säuberung der deutschen Universitäten nach der Machtergreifung der Nazis in Deutschland, genannt die »Wiederherstellung des deutschen Berufsbeamtentums«. Die Nazis verkünden Anfang April 1933 ein Gesetz, das jedweder Entlassung Tür und Tor öffnet. Innerhalb eines knappen halben Jahres werden sämtliche jüdischen oder politisch missbeliebigen Wissenschaftler und Beamten aus dem öffentlichen Dienst, der Reichsbank und der Reichsbahn entfernt. Vor allem für jüngere bedeutet dies auch finanziell den Ruin, weil ihnen nicht einmal ein Ruhegehalt zugestanden wird. In der Schweiz wird eine »Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland« gegründet,



die sich bemüht, alle um Arbeit und Ämter gebrachten und in existenzieller Not befindlichen Wissenschaftler zu registrieren und gemeinsam nach Lösungsmöglichkeiten zu suchen. Schon im Juli 1933 wendet sich die Reformkommission im türkischen Erziehungsministerium an die Notgemeinschaft.

## **Der 6. Juli 1933**

Zum Zerreißen gespannt die Nerven des jungen Pathologen, als in Ankara der Erziehungsminister Reşit Galip mit seinen Beamten, dann Malche und schließlich er Platz genommen hatten. »Können Sie mir,« begann der Minister, »einen Professor der medizinischen Chemie nennen?« »Ja, ja,« strömte es aus Schwartz hervor. Und er nannte drei Namen samt der gegenwärtigen Aufenthaltsorte. Der Protokollant notierte. Bakteriologie und Serologie? Chirurgie? Radiologie? Er hatte für jede Position zumindest drei Kandidaten. Der Regierungsbeamte notierte sie alle, auch den Zahnheilkundler Kantorowicz, dessen gegenwärtiger Aufenthaltsort ein KZ war. Nur bei der Frage nach dem Pathologen folgte der Minister nicht den Empfehlungen des Deutschen. Er wies den Protokollanten an, »Schwartz« zu notieren. Weiter ging es mit den Sozial- und den Geisteswissenschaftlern.

Nicht lange, und es waren 30 Stellen besetzt. Der Minister bedankte sich bei dem Schweizer Berater und dem deutschen Vermittler und hob an zu einer kleinen Rede. Heute, so sagte er, habe die Türkei zurückerhalten, was sie nach der Eroberung Konstantinopels an Europa verloren habe: die Wissenschaftler, die, dort angekommen, die Renaissance einzuleiten geholfen hätten. Mögen die europäischen Gelehrten nun ihrerseits beitragen zu einem Aufbruch der türkischen Jugend zu neuer Gelehrsamkeit. »Nicht 3, sondern 30,« telegraphierte Philipp Schwartz an die in Zürich Harrenden. Im Herbst 1933 begann die Universität İstanbul, ihren Lehrbetrieb aufzunehmen. Die beste deutsche Universität, sagte man in den 30er Jahren, sei die von İstanbul in der Türkei. Ein großer Teil, mehr als die Hälfte, ihrer Lehrkräfte deutsche Emigranten. Im Laufe der nächsten Jahre wurden es dann (zählt man die Familienangehörigen mit), in der gesamten Türkei, mehr als 1.000. Einer von ihnen war Philipp Schwartz.

Als er Zürich verließ, verlegte die Notgemeinschaft ihren Sitz nach London. Bis 1937, als sie ihre Tätigkeit einstellte, hat sie über 1.700 Wissenschaftler betreut.

## **Ein Nazi in der Türkei**

Im Mai 1939 reist der Oberregierungsrat Herbert Scurla im Auftrag des Reichsministeriums für Erziehung in die Türkei, um eine Bestandsaufnahme zu erstellen der »Tätigkeit deutscher Hochschullehrer an türkischen wissenschaftlichen Hochschulen.« Bewaffnet mit ausführlichen Dossiers der Gestapo, begibt er sich zuerst nach Ankara, wo er mit einem Botschaftsrat und dem Ortsgruppenleiter der NSDAP Listen erstellt und Strategien erarbeitet für die Aufrechterhaltung der im Sinne der Nazis günstigen Situation an der dortigen Hochschule – viele Schlüsselpositionen dort sind mit gefügigen Deutschen oder gar erklärten Nazis besetzt. Anschließend werden die entsprechenden Personen im Sinne des Auftrags instruiert.

Der Aufenthalt in İstanbul ist dann sehr kurz und betrifft nur die beiden Institutionen, die als Überwachungsagenturen für die deutschen Wissenschaftler fungieren – das Ge-

neralkonsulat und das Deutsche Archäologische Institut. Die Situation in İstanbul ist vollkommen anders: in seinem Bericht beklagt er »den schädlichen Einfluss der Emigrantenclique« und dass die Universität durch und durch »verjudet« sei. Versuche des Reichsministeriums, Personen seiner Wahl einzuschleusen, scheiterten immer wieder; er muss selbst davon berichten, dass es nicht gelungen sei, ein einmal platziertes trojanisches Pferd dort zu halten – freilich nennt er den betreffenden Professur der Pharmazie nicht so.

Der darauf in Berlin verfasste Bericht liest sich, zumindest für den Bereich der Universität İstanbul, wie ein *who is who* der crème deutscher Wissenschaftler der Zeit vor den Nazis (viele von ihnen freilich haben Berühmtheit erst in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erlangt). Da es zu weit führen würde, auch nur annähernd alle wichtigen Personen aufzuführen, hier eine kleine subjektive Auswahl: der Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Hans Reichenbach, die Romanisten Erich Auerbach und Leo Spitzer, der Orientalist Helmut Ritter, der Sinologe und Ethnologe Wolfram Eberhard; der Zahnmediziner Alfred Kantorowicz (ihn hat, wie der türkische Kulturattaché in Berlin wußte, das Berufungsschreiben aus İstanbul im KZ erreicht), die Mediziner Alfred Marchionini, Rudolf Nissen, Josef Iggersheimer und Philipp Schwartz; der Chemiker Fritz Arndt (nach seiner Lehrtätigkeit in den 10er Jahren des Jahrhunderts nun schon zum zweiten Mal in İstanbul), der Botaniker Alfred Heilbronn, der Mathematiker Richard von Mises; die Juristen Ernst E. Hirsch und Andreas Schwarz; die Ökonomen Alexander Rüstow, Wilhelm Röpke und Fritz Neumark; der Architekt Bruno Taut.

Entgangen sind ihm, vielleicht, weil sie nicht in erster Linie Wissenschaftler waren: die Musiker Eduard Zuckmayer und Ernst Praetorius, der Theaterleiter Carl Ebert, der Architekt Clemens Holzmeister und der bekannteste von allen, der Verwaltungsrechtler und Politiker Ernst Reuter, der spätere Regierende Bürgermeister von Berlin in den hohen Zeiten des Kalten Kriegs.

Tatsache ist also, dass in einer Zeit existenzieller Bedrohung nicht nur auf eine großzügige Weise Menschen Zuflucht in einem Land gefunden haben, sondern dass umgekehrt diese Menschen wiederum einen wesentlichen Anteil am Aufbau eines wissenschaftlichen und kulturellen Lebens in diesem Land hatten. Anders gesagt: was sich heute darstellt als die universitäre Landschaft der Türkei – und nicht nur als das – hat als Gründerväter deutsche Emigranten gehabt; und noch heute wird – trotz allem – besonders unter den türkischen Intellektuellen der älteren Generation, Deutschland und »das Deutsche« hoch geschätzt, ein Verdienst eben jener Emigranten, die die wissenschaftlichen Lehrer dieser Generation waren. Niemals ist es dabei in die Diskussion gelangt, ob man eine »multikulturelle Gesellschaft« wünsche oder nicht – sie ist dort, bevor es diesen Begriff gab, offensichtlich etwas Selbstverständliches gewesen.

Über den jungen Professoren der Zoologie kann man im Bericht folgendes lesen: »Der *Lehrstuhl für Zoologie* ist mit dem vormalig beamteten ao. Professor **Koßwig** an der Technischen Hochschule Braunschweig, geboren 1903, verheiratet, drei Kinder, Arier, Ehefrau auch arisch, im September 1937 entgegen anderweitigen Vorschlägen des Ministeriums besetzt worden. Da Koßwig keinesfalls als politisch zuverlässig angesehen werden konnte, wurde ihm die Genehmigung zur Annahme des Rufes nicht erteilt. Er reiste trotzdem ab, ohne daß seine Ausreise verhindert werden konnte. Er ist auf Antrag am 30. September 1937 aus dem Staatsdienst entlassen worden. Aufgrund seines Verhaltens und seiner engen Beziehungen zu dem ebenfalls in İstanbul tätigen Nichtarier Heilbronn und anderen Nichtariern ist er als politischer Emigrant zu betrachten. Auf

mündliche Mitteilung von Herrn Generalkonsul Toepke ist seiner Frau der Paß entzogen worden. Die Frage der Ausbürgerung ist zu prüfen.«

Damit wären wir bei dem

## Curriculum vitae

Der Sohn eines hohen preußischen Finanzbeamten aus Berlin-Köpenick beginnt schon in seiner Zeit als Schüler des Hohenzollern-Gymnasiums, in seinem Aquarium Fische zu züchten, darunter auch jene Arten kleiner Zahnkarpfen, die ihn ein Leben lang nicht verlassen sollten. Er studiert Biologie, Chemie und Philosophie an der Berliner Universität und promoviert 1927 mit einer Arbeit über Pigmentbildung bei Kaninchen und deren Vererbung. Im gleichen Jahr erhält er eine Assistentenstelle an der Universität Münster, wo er, wohlwollend gefördert von seinem Professor, dem Zoologen Leopold von Ubisch, in größerem Umfang wissenschaftlich zu publizieren beginnt, 1930 mit einer Arbeit über Zahnkarpfen sich habilitiert und die Biologin Leonore Beschorner heiratet. In diese Zeit fallen auch die ersten Projekte mit dem jungen Botaniker Alfred Heilbronn und die ersten modellhaften Arbeiten über Geschwulstbildung bei Zahnkarpfenmischlingen.

Diese, so steht zu vermuten, bringen ihm eine rasche Berufung zum Professor ein. Es folgen, von 1933 bis 1937, die schon skizzierten Jahre am Zoologischen Institut und Museum der Technischen Hochschule Braunschweig.

## Gestapo

Als er, entschlossen, auf jeden Fall nach Istanbul zu entkommen, sich in die Auslandsrolle der Reichswehr eintragen lassen will, um nicht eine Anklage wegen Fahnenflucht zu riskieren, rät ihm ein Major der zuständigen Stelle, sich lieber unbefristet beurlauben zu lassen und im Übrigen, nachdem er länger die Personalakte studiert hatte, so schnell wie möglich das Land zu verlassen. Das hat er dann getan. Seiner Frau ist, wie bekannt, sofort der Paß entzogen worden. Gestapo kommt ins Haus, während sie und ihre Kinder krank im Bett liegen; eine ganze Nacht lang wird das Haus durchsucht, jedes Buch aus den Regalen, jedes Blatt Papier aus den Ablagen gerissen und sie ständig verhört und unter Druck gesetzt (mit dem möglichen Ziel, daß sie ihren Mann zur Rückkehr bewegt). Bis auf nicht einmal eine Handvoll Freunde brechen alle Bekannten den Kontakt mit ihr ab, sie wird auf der Straße beschimpft, Denunziationen über Verfehlungen Kosswigs machen die Runde, bis schließlich der Major der Reichswehr, der Kosswig den Fluchttipp gegeben hat, im Schutze der Dunkelheit erscheint, um sich bei Leonore von der Lauterkeit von Kosswigs Handlungsweise zu überzeugen.

Nach zweieinhalb Monaten geht die Muma von ungefähr aufs Polizeirevier (Kosswig sagt, sie habe das *providum* besessen und stellt der kleinen Gedächtnisbroschüre, die er in Istanbul nach ihrem Tod veröffentlicht hat, ein Motto aus Tacitus' *Germania* voran: »... sie glauben, daß dem Heiligen etwas Vorausschauendes innewohne«), erhält den Pass zurück und reist mit den Kindern aus nach Istanbul. Zwei Monate später werden die Möbel nachgeschickt.

## Universität Istanbul (1)

In der Türkei ist Kosswig einer der wenigen deutschen Emigranten, der tatsächlich rasch, entsprechend den Verträgen, die für einen Mitteleuropäer schwierige Landessprache erlernt, wenn er auch seine wissenschaftlichen Arbeiten in den Mitteilungsbanden seiner İstanbuler Fakultät – Publikationsmöglichkeiten in Deutschland sind ihm ja verwehrt – auf deutsch veröffentlicht, aber das war in dieser zu jener Zeit immer noch polyglotten Stadt durchaus üblich.

Er beginnt, das dortige Institut für Zoologie aufzubauen, hält seine Vorlesungen bald auf türkisch und veröffentlicht, mit der Hilfe seiner türkischen Mitarbeiter, die ersten türkischsprachigen Lehrbücher für Zoologie und Biologie, sowohl für den universitären als auch für den gymnasialen Bereich. Diese Bücher sind über lange Jahre hin, in vielen Auflagen, die türkischen Standardwerke auf ihrem Gebiet gewesen und sind es Immer noch.

Mit seinen Studenten und Mitarbeitern beginnt er, systematisch die Tierwelt Anatoliens zu erfassen und zu kategorisieren, mit seiner Familie bereist und durchforscht er das Land.

## Vogelparadies (1)

Auf einer der ersten dieser Reisen, schon bald nach der Ankunft in der Türkei, kommen sie an den Manyassee, in der Nähe der kleinen Hafenstadt Bandırma am Marmarameer. Sie versuchen Fische zu fangen in der Nähe eines Dorfes mit dem Namen Siğirci, interessiert beäugt von einem Mann aus dem Dorf, den sie wenig später als Kâşif bey kennenlernen würden. Der erweist sich als der sehr viel bessere Fischer und holt ihnen innerhalb kürzester Zeit ungleich größere Mengen an Material aus dem Wasser. Plötzlich schwirrt aus einem nahegelegenen Wäldchen ein riesiger Schwarm Vögel auf; sie fragen in ungelenktem Türkisch, was das sei, Kâşif antwortet, daß es da viele Vögel gebe. Ihre Neugier ist geweckt, sie überreden Kâşif, sie mit seinem kleinen Boot dorthin zu rudern. Was sie dann sahen, beschreibt Kosswig so: »Eine Viertelstunde später waren wir in einem Märchenwald, wir hatten das Vogelparadies entdeckt. Der deutsche Name wurde ins Türkische übersetzt: *kuş cenneti*. Das Vogelparadies ist ein kleiner Weidenwald, damals von etwa 1500 ziemlich alten Bäumen. Auf manchen Bäumen zählten wir bis zu 25 Nester: Graureiher, Kormorane, Zwergscharben, Löffler, Seiden- und Nachtreiher. Kâşif freute sich an unserem Entzücken, ruderte über den sogenannten Kanal durch einen Bestand jüngerer Weiden in ein gewaltiges Schilfgebiet, das sich seewärts anschloß. Am Kanal waren es Zwergrohrdommeln und später im Jahr viele Beutelmeisen, die uns fesselten, im Schilf eine Menge von Wasserhühnern, Graugänsen, Rohrsängern jeder Art, Enten und schöne Purpureiher. Über dem See schwebte eine große Schar von Pelikanen davon.«

Da es ob dieser Entdeckung spät geworden und an eine Rückkehr nach Bandırma oder gar İstanbul nicht zu denken ist, gehen sie mit Kâşif ins Dorf, werden mit großen Hallo begrüßt und sofort unter Beschlag genommen. Als Notherberge wird das leerstehende Dorfgefängnis zurechtgemacht. Die Fremden werden bewirtet und machen die Dörfler ihrerseits auf die Einzigartigkeit ihres Vogelparadieses aufmerksam. Die Besuche im Dorf wiederholen sich während der gegenwärtigen Brutperiode wöchentlich, bald kommen der Professor und seine Frau mit einem ganzen Stab von Assistenten und

Studenten ins Vogelparadies. Das setzt sich fort über die nächsten zwei Jahre, bis der Kriegsanfang und damit die Einschränkung der Bewegungsfreiheit für Ausländer eine fünfjährige Pause nach sich zieht.

## Vogelparadies (2)

Im Jahre 1945 fahren Leonore und Kosswig wieder durch das Weidenwäldchen am Manyas-See; sie sehen, dass auf der Dorfseite fast keine Nester mehr zu finden sind und die Vögel erschreckt auffliegen, wenn sie sich nähern.

Im Kaffeehaus im Dorf am See werden sie, nach so langer Abwesenheit, überschwänglich begrüßt; ja, für die Deutschen sei das hier Sperrgebiet gewesen während der Kriegszeit; ein großes Palaver: Hitler sei nicht so schlecht gewesen, nur habe er Fehler gemacht, meinen die Dorfbewohner; ja, Deutschland habe eben einen schlechten Außenminister gehabt, keinen wie Inönü, wird mit sichtlichen Zähneknirschen geantwortet; das geht so eine Zeit lang.

Dann erst bringen Leonore und Kosswig vorsichtig die Sprache auf die Vögel; sie hätten leider etwas vertrieben werden müssen, gestehen die Dorfbewohner, die Vögel hätten die Weiden kaputt gemacht, und den Platz unter den Weiden bräuchten sie doch für das panayir (einen kleinen Verkaufsmarkt) im Herbst, der einzige große schattige Platz weit und breit; ob es wirklich die Vögel sind, die die Weiden schädigen, gibt Kosswig zu bedenken.

Am nächsten Morgen wird von einer großen Menge Menschen das Weidenwäldchen begangen und befahren; Kosswig weist darauf hin, dass Vogelnester nur auf den belaubten Weiden seien, während die entlaubten voll Gespinst hingen, unter dem er ihnen Raupen zeigt.

Leonore und Kosswig warten im Kaffeehaus, bis das Nachmittagsgebet in der Moschee vorüber ist.

Um die beiden sammelt sich schnell eine Gruppe, die die Meinung des Professors, des *hoca*, hören möchte: es sei so, dass Allah in seiner Weisheit die Raupen geschaffen habe, manche seien nützlich für die Menschen, wie die Seidenraupe, wie sie wüssten, diese Gespinstmotte sei für die Bäume schädlich; die Störche im Dorf würden heilig gehalten, weil sie im Herbst nach Mekka flögen, auch die Vögel von dem Weidenwald seien Pilgervögel; Erschrecken bei den Dorfbewohnern: hätten sie gar eine Sünde begangen?

Die Kosswigs gehen zu Kâşif und fragen nach; er habe die Vögel gern, meint der, aber er sei halt der beste Schütze im Dorf, so habe er immer nur dafür gesorgt, daß man vom Dorf aus keine Vögel mehr gesehen habe.

Am nächsten Morgen werden die drei schon früh von reumütigen Dorfbewohnern zum Weidenwäldchen gebracht: man werde dort eine Holzhütte bauen, und, wenn der *hoca* und seine Freunde unter den Tiergelehrten ein bißchen Geld dazugeben würden, könnte Kâşif dort der Wächter der Vögel sein; ein Dorfbewohner setzt an, eine neue Weide zu pflanzen; Kosswig meint, dass vielleicht sehr viele Menschen kommen könnten, um die Vögel anzuschauen, das sei doch genauso gut wie ein panayir.

## Naturschutz

Von jetzt an sind die Kosswigs wieder ständige Gäste am Manyassee. Kâşif zieht in die Holzhütte am *kuş cenneti* um und erhält (als Analphabet!) eine formale Anstellung als Korrespondent des Instituts für Zoologie in İstanbul. In zähen Verhandlungen mit den Bauern erreichen die Kosswigs, dass sie die Vogelwelt schonen, vor allem einige Paare von damals schon sehr seltenen Seeadlern, die leider die Gewohnheit hatten, gelegentlich Junglämmer zu schlagen. Die Seeadler werden vertrieben oder ausgerottet, sonst scheint aber die dortige Vogelbevölkerung bis jetzt erhalten zu sein.

Kosswig beginnt eine Initiative zur Verbreitung des Naturschutzgedankens in der Türkei, er scheut sich nicht, auch in entlegeneren Organen, Kommissionen, Bürokratien und im Radio seine Vorstellungen über viele Jahre hin ungerührt immer wieder zur Kenntnis zu geben. Er weist auf die Fehler hin, die in den Industrieländern gemacht worden seien und deren Behebung viel Geld verschlinge. Er versucht, die türkische Öffentlichkeit zu sensibilisieren für seine Vorstellung eines ökologischen Gleichgewichts. Er beschreibt die systemerhaltende Funktion der Raubtiere, die regelrecht verfolgt werden, und setzt sich ein für den Schutz der wenigen verbliebenen anatolischen Panther und Bären. Daß die einst großen Bestände an Gazellen und Seerobben im Bereich der Türkei zu jener Zeit dramatisch abnehmen, erkennt er als Indikator für die Fragwürdigkeit moderner landwirtschaftlicher Anbau- bzw. Fischereimethoden. Seine besondere Aufmerksamkeit gilt dem damals schon vom Aussterben bedrohten Waldrapp, einem Vogel aus der Gattung der Ibisse, mit seinem schwarzgrünen Gefieder und seinem blauen Wuschelhaube eine skurrile Erscheinung. An dem drohenden Verschwinden dieses liebenswerten Tiers ließen sich die schädlichen Folgen der Verwendung von Pestiziden eindeutig nachweisen.

Als er nach Deutschland zurückgekehrt ist, richtet er Spendenkonten ein und läßt in seinen Bemühungen nicht nach. 1980 schließlich wird das Gebiet am Manyassee unter Naturschutz gestellt und der erste türkische Nationalpark (den endgültigen Ausschlag dazu beim zuständigen Minister hatte ein Album mit Photographien gegeben, die ein Angestellter und Freund Kosswigs in jahrelanger Arbeit dort gemacht hatte). Heute ist es auf den Landkarten verzeichnet - »Kuş cenneti« - es ist ein Anziehungspunkt für Tier- und Naturfreunde entstanden.

## Universität İstanbul (2)

Über längere Zeit hin ist in İstanbul die einzige Universität der jungen türkischen Republik, Kosswig ist daher der Prüfer im biologischen Physikum aller Medizinstudenten. Mehr als 10.000 angehende Ärzte und Ärztinnen, die ganze erste Generation der in der Türkei ausgebildeten Mediziner, hat ihn als Lehrer der Biologie und Zoologie.

Als ein führendes Mitglied der türkischen biologischen Gesellschaft gründet er deren Zeitschrift, die erste regelmäßige Fachpublikation in ihrem Gebiet in der Türkei, und ist über Jahre hin deren Redakteur.

Er richtet in einer ehemaligen Villa eines Paşa am Bosphorus eine Nebenstelle seines Universitätsinstituts ein, die sich mit der Erforschung der Meeres- und Wasserfauna und -flora Anatoliens beschäftigen soll. Mit Unterstützung des halbstaatlichen *Et ve balık kurumu* (Fleisch- und Fischgenossenschaft) und Wirtschaftsförderungsgeldern aus den USA wird daraus 1950 das türkische Institut für Hydrobiologie, das bald ein großes und

drei kleine Forschungsschiffe unterhält, eine Zeitschrift für Fisch- und Fischereikunde herausgibt und sich Verdienste erwirbt um die Erforschung und den Schutz der türkischen Meere und Seen einerseits und um die Förderung des Fischfangs andererseits.

## Cafer Türkmén

In den 40er Jahren wird Kosswig auf einen jungen Mann mit vielerlei Begabungen aufmerksam gemacht und er stellt ihn ein als Kartograph für die Nebenstelle seines Instituts in Baltalımanı am Bosphorus. Schnell zeigt sich, daß er nicht nur präzise Karten, sondern auch genaue und schöne Zeichnungen abzuliefern versteht, und er wird für jede Art von Illustrationen, Schemata, Graphiken und Skizzen herangezogen, die für die Arbeiten und die Veröffentlichungen des Zoologischen Instituts sich als nötig erweisen.

Der junge Mann photographiert in seiner Freizeit und lehrt Kosswig die Wichtigkeit auch der photographischen Dokumentation seiner Arbeiten. Von 1946 an begleitet er die Kosswigs immer wieder nach Manyas und macht dort Tausende von Photos: Tiere, Pflanzen, Menschen, Szenen. Er nimmt an vielen Exkursionen sowohl des Instituts als auch der Kosswigs privat teil und dokumentiert über Jahrzehnte den Ablauf, die Arbeiten, aber auch Szenen und Menschen, denen sie unterwegs begegnen.

Früh in den 50er Jahren besorgt er sich dann, einem empfundenen Mangel abhelfend, eine 16mm-Filmkamera mit Federmotor, mit der er, soweit es seine privaten Mittel und die der Zoologen und Hydrobiologen erlauben, Szenen aus Arbeit, Freizeit und Exkursionen festhält, und macht aus ihnen kleine Filme. Zu dieser Zeit hat er sein photographisches und filmisches Handwerk so weit vervollkommnet, dass es dem der sogenannten Profis in nichts nachsteht; das Auge des Künstlers hatte er ja schon mitgebracht. Und zu dieser Zeit war aus der beruflichen Beziehung, die ihn mit den Kosswigs verband, schon eine tiefe Freundschaft geworden.

Die wesentlichen Exkursionen der Kosswigs in Anatolien liegen also in Serien von Photographien, teilweise in kleinen Filmen vor, und ihm, Cafer Türkmén mit seinem Album von Photographien aus Manyas, ist letztendlich die Entscheidung der türkischen Regierung zu verdanken, aus dem *kuş cenneti* am Manyasseesee das erste türkische Naturschutzgebiet und den ersten türkischen Nationalpark zu machen.

Der Film, den er für seinen besten hält, ist eine farbige Dokumentation über das Vogelparadies, die, seit Kosswig sie auf einem Kongreß des WWF vorstellte, immer wieder mit Begeisterung aufgenommen worden ist; aber alles, die vielen, vielen Photos und Filme Cafers, zeugen, über ihren Wert als Dokument hinaus, von einer deutlichen Handschrift ihres Autors und enthalten Augenblicke atemberaubender Schönheit.

## Rückkehr nach Deutschland

1955 folgt Kosswig einem Ruf der Universität Hamburg und wird dort Leiter des Zoologischen Instituts und Museums. Das wird er bleiben bis zu seiner Pensionierung. In diese Zeit fällt seine, in vielen Würden, Ehrenämtern und Aufgaben sichtbare, Anerkennung als einer der führenden deutschen Zoologen. Mit der Türkei bleibt er aber weiterhin eng verbunden; er veröffentlicht die Ergebnisse seiner Forschungen über die anatolische Fauna, initiiert, mit Beteiligung von deutschen und türkischen Kollegen und Studenten, weitere Exkursionen und Forschungsreisen in Kleinasien, verbringt einen gro-

ßen Teil der vorlesungsfreien Zeit in seinem Haus in Bebek über dem Bosphorus und fördert den Austausch von Wissenschaftlern und Studenten in seinem Institut und in seinem Fach. Schüler und Kollegen ehren ihn, indem sie verschiedene Tierarten, die im Rahmen dieser Feldforschungen entdeckt werden, nach ihm benennen. Eine in Anatolien entdeckte neue Art der ihm von früher Jugend an vertrauten Zahnkarpfen erhält seinen Namen, Höhlen bewohnende Arten von Tausendfüßlern und Asseln werden, in Würdigung seiner Arbeiten zur regressiven Evolution bei diesen Gattungen, nach ihm benannt. Seine wissenschaftlichen Arbeiten aus dieser Zeit zielen auf Systematisierung der Ergebnisse seiner vielen Einzeluntersuchungen; zusammen mit seinem Freund aus Münsteraner und İstanbuler Zeiten, Alfred Heilbronn, veröffentlicht er eine Art Axiomatik der genetischen Forschung, *Principia genetica*, widmet sich der Stammesgeschichte der Tierarten (Phylogenetik) und begründet dafür eine Publikation, die »Zeitschrift für systematische Zoologie und Evolutionsforschung.« Schließlich initiiert und leitet er den Neubau des Hamburger Instituts und Museums, dessen Fertigstellung, wie es einem Bauherrn ziemt, auf den Zeitpunkt seiner Emeritierung fällt.

## Die Muma

Leonore Kosswig, die Muma (so wurde sie zuerst von den Kindern, dann von aller Welt genannt), ist nicht mit zurück nach Deutschland gegangen. Mag sein, dass, was ihr angetan worden ist im Namen dieses Landes und von Menschen aus diesem Land, ihr so schmerzlich war, dass der Gedanke an eine Rückkehr sich ausschloss; mag sein, dass die Türkei mit ihrem südländischen Klima, ihren Menschen, ihrer anderen Lebensform, dass das Haus auf dem Hügel in Bebek mit seinem Garten, seinen Wasserbecken, seiner Aussicht, seiner Ruhe ihr zur echten, eigentlichen Heimat geworden war – sie hat jedenfalls nicht mehr nach Deutschland zurückkehren wollen, und so hat es für Kosswig bis an das Ende seines Lebens ein ständiges Hin- und Herreisen zwischen Hamburg (oder sonstwo auf der Welt) und İstanbul gegeben, mit dem Lebensschwerpunkt mal hier und mal dort, die Muma aber hat bis zuletzt in Bebek gelebt.

Sie hat die drei Söhne großgezogen und ist eine exzellente und fürsorgliche Hausfrau gewesen, doch ihr Anteil – Schülerin von Ubischs, Biologin, die sie war – an Kosswigs Arbeit kann gar nicht hoch genug angesetzt werden. Viele Veröffentlichungen sind mit beider Namen gezeichnet und von den beiden Eheleuten ist mit Sicherheit sie der schriftstellerisch talentiertere Teil.

1955, als auch die Kinder das Haus verlassen haben zum Studium in Österreich und Deutschland, beginnt der wissenschaftlich fruchtbarste Teil ihres Lebens. Sie beschäftigt sich systematisch mit der Beringung von Vögeln in Manyas und verfolgt die Wanderwege der Tiere, sie unternimmt auf eigene Faust Expeditionen in Anatolien und erforscht Hochzeitsbräuche, das uralte Handwerk der Brettchenweberei, Herdenbrandzeichen als Indiz für Völkerwanderungen, dechiffriert die Pflanzenmuster auf der historischen Säule in Beyazit und beginnt, wohl angeregt durch Cafer, all diese Dinge, die ja oft in die Ethnologie hineinreichen, photographisch zu dokumentieren.

Und aus dem steil abfallenden Garten vor dem Haus in Bebek macht sie, die eigentlich Gartenbau zu ihrem Beruf hatte machen wollen (schwerste Allergien, unter denen sie seit ihrer Kindheit litt, hatten diesen Traum zunichte gemacht), einen zauberischen Park, der heute noch erhalten ist. Seit 1937 haben die Kosswigs das Haus am Berg in Bebek, ein altes, jetzt wohl fast hundertjähriges Holzhaus, und das Grundstück, auf dem



es steht, nicht mehr aus der Hand gegeben. Christian, der jüngste Sohn, der lange bei dem türkischen MAN-Zweigwerk in Istanbul gearbeitet hat, bewohnt es jetzt und hat es, Haus und Grundstück, das wegen seiner exponierten, malerischen Lage heute einen unschätzbaren Wert hat, gegen alle freundlichen und feindseligen Übernahmeveruche verteidigt.

## Abschied von Deutschland

In seiner Jugend war Kosswig ein deutschnationaler Aktivist, ein Konservativer ist er Zeit seines Lebens geblieben. Wohl, zu Recht oder zu Unrecht, ein wenig verschreckt durch das Aufbegehren der Studenten, die unter den Talaren den Muff von tausend Jahren vermuten, nimmt er, trotz dringender Bitten, mit seiner Pensionierung Abschied von den deutschen Universitäten und geht noch einmal in die Türkei, für zwei Jahre an die neugegründete Universität in Erzurum. Der deutsche und der türkische Staat ehren ihn mit hohen Verdienstorden.

1973 stirbt seine Frau Leonore – und er zieht sich weitgehend vom öffentlichen und wissenschaftlichen Leben zurück. In dieser Zeit, die er seinerseits größtenteils in Bebek verbringt, haben seine Söhne und Schwiegertöchter ihn zur Niederschrift von Lebenserinnerungen animiert, die, als Typoskript von den Söhnen uns zur Verfügung gestellt, Quelle wesentlicher Teile der hier vorliegenden Projektbeschreibung geworden sind und naturgemäß auch im Film eine Rolle spielen werden.

Neun Jahre später stirbt Curt Kosswig.

## Historischer Film

Ein biographischer Film, ja; indem er etwas Vergangenes zum Gegenstand hat, auch ein historischer Film, einer, der Geschichten aus der Geschichte erzählt. Aber er meint etwas Gegenwärtiges.

Ganz und gar nicht historisch geworden ist die Sorge der Menschen um die Welt, in der sie leben; in das öffentliche Bewusstsein, wenn es so etwas gibt, ist die Erkenntnis vorgedrungen, dass mit jedem Wald, der verdorrt, jedem Fluß oder See, der verpestet, jedem Sumpfgebiet, das trockengelegt wird, und jeder Tierart, die ausstirbt, ein Stück menschlichen Lebens stirbt; die Erkenntnis, dass diese Welt – und das ist ein Begriff aus der Biologie: ein *ökologisches System* ist, in dem Land und Wasser, Pflanzen und Tiere, und unter diesen auch die Menschen, einen bestimmten Stellenwert haben, sich wechselseitig beeinflussen, in einem, wie auch immer labilen, Zustand des Gleichgewichts zu stehen haben; und daß die Aufhebung dieses Gleichgewichts das System als Ganzes bedroht.

Gegenwärtig ist die Frage nach der Verantwortung der Wissenschaft. Ob und wie weit sie überhaupt – und diese Frage stellt sich nicht nur bei der Gentechnologie – mit politischen und wirtschaftlichen Interessen sich verquicken darf; und wie weit sie, in dem Bedenken möglicher schädlicher Auswirkungen und Risiken, was die Anwendung ihrer Ergebnisse angeht, selbstreflektiv zu sein hat.

Und brandaktuell ist – nicht nur in den Köpfen der Menschen, sondern es ist mit Händen zu fassen auf der Straße – die Auseinandersetzung um das kulturell »Eigene« und das »Fremde«, um Gastfreundschaft und Fremdenfeindlichkeit, die Auseinandersetzung

um das, was multikulturelle Gesellschaft genannt wird, die Frage danach, inwieweit die westlichen Länder es akzeptieren und sich darauf einstellen müssen, daß sie »Einwanderungsländer« sind; und was das bedeutet.

Mit diesen Fragen im Kopf wollen wir aus dem Leben eines Mannes erzählen und damit erzählen über einen großen Teil dieses Jahrhunderts.

### **Ritardando (1)**

Wir halten einen kleinen Augenblick inne, um uns des Stands der Dinge zu vergewissern.

In Erzählungen, die manchmal einen Augenblick des Lebens, ein Wimpernzucken fast, memorieren, dann wieder, wie mit Siebenmeilenstiefeln, durch die Jahrzehnte eilen, haben wir das Sujet des Films geschildert. Wie eine reale Heimat verkommen kann zu einem Gefängnis des Körpers und der Seele, das ist sein, des Sujets, verborgener Kern, und wie eine Fremde – selbst während des Aufenthalts in einem ganz und gar unmetaphorischen Gefängnis – das wird, was uns bekanntlich aus der Kindheit herleuchtet.

In dem, was man, auf so formale Weise, den Inhalt nennt, ist die Form schon enthalten; und cursorisch ist schon vorgekommen, worauf nicht nur die Schilderung des Sujets, sondern der Film selbst basiert, sich gründet.

### **Ritardando (2)**

Eine Zuwendung, die wir im Rahmen der Niedersächsischen kulturellen Filmförderung zur Projektentwicklung erhalten haben, hat uns die Zeit – und, in geringerem Umfang, finanzielle Mittel – gegeben, Materialien zu sammeln, die den Film vor unseren Augen entstehen ließen. Unvergesslich dabei der Augenblick, als die Personen Leonore und Curt Kosswig, bis dahin für uns gedankliche Konstruktionen, Menschen wurden, Menschen aus Fleisch und Blut, Menschen mit Körper und Seele. Das war der Augenblick, als Cafer bey uns die Photos und die Filme zeigte, die er gemacht hat. Die Erfahrung dieses Augenblicks den Zuschauern des Films in einer Erzählung von, sagen wir neunzig Minuten, weiterzugeben, wurde so das Programm des Films. Diese Erfahrung als Ergebnis einer Montage im ursprünglichen Sinn des Wortes, eines Zusammenbaus von Materialien. In unserem Fall wurden auf die Buchstaben der Texte, die wir gelesen hatten, wie eine transparente Folie, die opalen Bilder Cafers gelegt.

Die Montage, die wir im Film machen werden, ist ähnlich.

### **Quellen (1)**

Was für uns am Anfang stand, die Buchstaben, die Texte, kommt erst ganz zum Schluß. Kosswigs »Lebenserinnerungen«, die Typoskripte, in die wir Einblick bekommen haben, und Leonores Tagebuch-Notizen, die teils gedruckt (in Kosswigs »Gedenkbroschüre«, teils als Manuskripte vorliegen, werden zu Sprache, zu Off-Texten, die, wenn der Film geschnitten ist, den Bildabläufen, die wir, von ihnen inspiriert, gedreht

haben, den Gestus der Erinnerung einschreiben. Wir wollen diese Sprache nicht bebildern, sondern in den Bildern die sprachliche Arbeit der Erinnerung nachvollziehen.

Am Anfang nicht des Films, sondern der Dreharbeit an dem Film stehen die Erzählungen derjenigen, die nicht einfach Zeitzeugen sind, sondern Beteiligte an dem Geschehen, das das Sujet des Films bildet, sich erinnernde Erzähler.

Dies sind zuerst einmal die drei Söhne der Kosswigs. Kurt, der älteste, jetzt im Ruhestand lebender Chemiker in Marl, hat, wie alle drei Brüder, nicht nur etwas zu erzählen über seine Jugend im Elternhaus. Er ist Begleiter, Dolmetscher, Mädchen für alles auf vielen der Exkursionen seiner Eltern gewesen und, wie bei dem mittleren Bruder auch, geht seine Ehe zurück auf eine dieser Forschungsreisen in Anatolien, wo er seine künftige Frau, Studentin seines Vaters, kennenlernte.

Klaus arbeitet als Fischereiforscher am Institut für Meeresbiologie in Bremerhaven und seine Frau Erika ist die eigentliche Archivarin der Familie. Sie, Schülerin Kosswigs, hat die Niederschrift der »Lebenserinnerungen« angeregt und alles, was sich in seinem Nachlaß befand, geordnet.

Christian, der jüngste, wir wissen es schon, bewohnt das Haus auf dem Berg in Bebek. Dieses Haus, das er und seine Frau mit großen Mühen in seinem »historischen« Zustand zu erhalten sich bemühen, wird für den Film gleichsam eine weitere Person der Handlung darstellen. Von Cafers Kosswig-Büste über unzählige Bilder und Photos an den Wänden, den in die Holzsäule an der Treppe eingeritzten datierten Größenangaben der Kinder und den fast unberührten Arbeitsplätzen der Eltern bis zu dem Garten-Wunderland vor der Terrasse enthält es den ganzen Duft, den ein Leben ausgemacht hat, und ist so ungleich mehr als ein Museum.

Wolf Herre ist Professor für Zoologie in Kiel gewesen. Als ein enger Freund Kosswigs hat er die Gedenkrede für ihn auf dem Kolloquium in Hamburg gehalten und Nachrufe für mehrere Fachzeitschriften verfaßt. Es war aber schon viel früher, dass sich ihre Lebenslinien kreuzten. Als junger Mann wurde Herre nach Kosswigs Weggang ans naturwissenschaftliche Museum nach Braunschweig kommandiert, weil denen, die Kosswig in die Emigration getrieben hatten, durchaus nicht entging, daß der übriggebliebene Denunziant und SS-Sturmführer binnen kurzem das Institut in einen desolaten Zustand trieb. Herre ließ, nach umfänglicher Inspektion des Museums, sich lieber für den Krieg rekrutieren als die Leitung des Instituts zu übernehmen. Er wird uns von den Tagen in Braunschweig erzählen.

Wolfgang Villwock ist ab 1955 zuerst Assistent Kosswigs in Hamburg gewesen, dann sein Nachfolger als Ordinarius für Zoologie, was er immer noch ist. Seine Arbeiten schließen in Vielem an Kosswigs Forschungen an (wenn sie auch gelegentlich, wie er lächelnd sagt, zu anderen Ergebnissen kommen). In seiner Zeit als Assistent hat er an vielen der Exkursionen in Anatolien teilgenommen, unter anderem an der mit dem Bus namens *Gülistan* (Rosenland), der im Laufe der Fahrt gleichsam unter den Mitgliedern der Expedition zusammenbrach.

Mit Cafer bey wollen wir nicht nur nach Manyas reisen, auf dem Weg, den die Kosswigs im Jahre 1938 genommen haben – von der Anlegestelle in Istanbul mit dem Schiff nach Bandırma und von dort aus mit der Pferdekutsche zum *kuş cenneti*. Wir werden mit ihm das Haus des Hydrobiologischen Instituts in Baltalımanı besuchen und wir werden mit ihm seine Photos durchstöbern und seine Filme anschauen.

## Quellen (2)

Cafers Filme und Photos sind Dokumente, sie sagen, dass »etwas gewesen« ist, sie zeugen von seiner Existenz. Wir, in unserem *virtuellen* Zeitalter, sind nicht mehr geneigt zu sagen, dass sie die Wahrheit bezeugen – aber schon immer ist es verfehlt gewesen, Bilddokumente als ein Beweismittel für Zeugenaussagen zu »verwenden«. Sie sind genau wie diese: Erinnerungen – in einem anderen *Medium*. Das Bestechende in diesem Zusammenhang ist, dass Cafers Filme und Photos von einem Zeugen, einem Erzähler des Films herrühren. Aus diesem Grund haben sie in der zweiten Hälfte des Films, der türkischen, eine zentrale Stellung.

Für die erste Hälfte, die Braunschweigische, fehlen Bilder dieser Art. Sie sollen ersetzt werden durch historisches Klammermaterial auf der einen Seite und durch Kosswigsche Familienphotos auf der anderen. Das Klammermaterial soll dabei auf die gleiche Weise Eingang finden wie das Cafers – im Zusammenhang der Erinnerungen der Erzähler oder der Off-Texte der Kosswigs, als stummes Filmmaterial, ohne die Fanfarenmusik und den Kriegsberichterstattungs-Kommentar der Entstehungszeit.

## Dramaturgie

Damit erschließt sich der Aufbau des Films. Die biographische Erzählung ist im wesentlichen chronologisch. Sie beginnt in der Braunschweiger Zeit der Kosswigs und endet mit der Situation, dass Kosswig in Hamburg Professor geworden ist und Leonore in der Türkei ihre Forschungen auf eigene Faust betreibt. Sie geht also von den Anfängen des Verlusts einer »Heimat« bis zu Gewinn einer neuen.

Das ist natürlich nur die grobe Struktur. In diese Chronologie sind am Anfang Rückblicke auf die Vorgeschichte und am Ende Ausblicke auf das Nachfolgende eingewirkt.

Und: die Erzählung ist als Ganzes eine Erinnerung. Sie hat einen Rahmen, der zwischendurch immer wieder vergegenwärtigt wird. Dieser Rahmen hat etwas zu tun mit dem Haus am Berg. Dort treffen sich die Mitglieder der Familie und ihnen Nahestehende, wie etwa Cafer, und aus Erzählungen, die den anderen Versammelten gelten, entwickelt sich die Erzählung des Films. Die Erzähler ergänzen sich, wie manchmal in einem Kreis, wo Geschichten erzählt werden, einer den anderen ergänzt, wenn der vermeintlich ein Detail vergessen oder nicht genügend gewürdigt hat. Naturgemäß sind den verschiedenen Erzählern unterschiedliche Zeiträume und Aspekte der Erzählung zugeordnet – jeder erzählt, von dem und wie er (es) weiß.

## Dreharbeit (1)

Nun gibt es längere Teile der Erzählung, die weder Istanbul noch der Türkei zuzuordnen sind. Es sind dies die Teile, die in Braunschweig und Berlin »spielen«. Sie, hatten wir gesagt, sind dem sich erinnernden Erzähler Wolf Herre zugeordnet und natürlich auch an den »Orten des Geschehens« zu drehen.

Daraus ergibt sich – wegen der großen zu überwindenden Entfernungen und aus dem Wunsch heraus, daß die Länge der »zu erzählenden Zeit« zumindest immer wieder in Wechseln der Jahreszeiten spürbar sein soll – der Plan, den Film in mehreren,

von Pausen unterbrochenen, Phasen zu drehen. Dazu kommt, daß wir für den Film verschiedene Materialien mischen wollen. Teile sollen aufgenommen werden mit einer digitalen Kamera, andere wiederum sind altes 16mm-Material, es gibt Archiv-Klammerteile und viele Photos, persönliche und solche aus Archiven.

Der letzte Grund für das phasenweise Drehen schließlich ergibt sich daraus, daß die hier angestrebte Form dokumentarischen Arbeitens erlauben soll, adäquat auf Entdeckungen während des Drehens zu reagieren (die das Salz in der Suppe sind, die sich der Dokumentarist einbrockt), die Möglichkeit zu eröffnen, in den Drehpausen sozusagen die offenen roten Fäden der Erzählung zu sortieren und an sie anzuknüpfen.

## Dreharbeit (2)

Die Entscheidung für die digi-beta-Technik basiert darauf, daß der Video-Transfer die ökonomischste Möglichkeit ist, Cafers Filme, die mit 18 Bildern/sek. gedreht sind, in den Film zu integrieren. Außerdem bietet sich diese Technik an für die erfahrungsgemäß äußerst materialintensiven Erzähl-Passagen. Und dann gibt es noch das erwähnte Konzept »die Orte des Geschehens«. Das bedarf der Erläuterung.

Wir wollen heute in Braunschweig und Berlin drehen sowie die »Entdeckung des Vogelparadieses« *nachgestalten* und dem Weg einer der Exkursionen in Anatolien nachfahren. Da an kein Nachstellen mit Schauspielern gedacht ist und ein bloßes Herzeigen von Örtlichkeiten ihre zentrale Bedeutung in der Erzählung im Dunkeln ließe, bedarf es einer »Inszenierung der Orte«, für die ein Vorgehen uns unabdingbar scheint, das dem des klassischen Spielfilms ähnelt. *Inszenierung der Orte* soll bezeichnen eine Art der Aufnahme und des Schnitts, die, von der Erzählung ausgehend, die Örtlichkeiten in so etwas wie *dramatis personae* verwandelt.

## Schnitt

Die Nachbearbeitung der unterschiedlichen Materialien soll erfolgen mit einem non-linearen Schnittsystem, das auch, mit seinen weitgefächerten Möglichkeiten der digitalen Bildbearbeitung, etwa die »Teilanimation« der verwandten Photos erlaubt.

Es wird dann zwei Endfassungen geben: die eine digi-beta Video (für die direkte Fernsehausstrahlung), die andere auf 35 mm Film, so daß Kino-Kopien entstehen werden.

## Musik

Und es wird, das wollen wir nicht vergessen, Musik geben in dem Film. Kosswig erzählt, wie er im Jahre 1937, auf dem Höhepunkt der Pressionen gegen ihn, aus dem Tresor des Instituts eine Packung Strychnin an sich genommen und immer in seiner Anzugtasche bei sich getragen habe. Vorher schon hatte er wiederholt Leonore gesagt, dass »sie ihn lebendig nicht bekommen« würden. Eines Abends nun ist er entnervt von einer Sitzung in das Haus in Wolfenbüttel gekommen, habe die Anzugjacke wütend auf einen

Stuhl geschleudert und das Röhrchen mit dem Gift sei auf den Boden gefallen und gebrochen.

Leonore hat nichts gesagt, sie ist zum Plattenspieler gegangen und hat eine damals für sie neue Platte aufgelegt: Beethovens *Sonate pathétique*. Kosswig hat das Gift zusammengeklaut und ins Klo geschüttet. Leonore hat kein Wort gesagt.

Viele, viele Jahre vergehen. Eines trauten Abends im Haus in Bebek erklingt wieder die Beethoven-Sonate. Kosswig fragt, ob sie gewusst habe, was da aus seiner Tasche gefallen sei. Ja, antwortet sie, sie habe doch die Musik aufgelegt.

## **Coda**

Nun haben wir die Geschichte erzählt, um die es in dem Film geht, und wir haben auch den Film erzählt, wie er gedreht werden soll und wie er aussehen wird. Wir haben sozusagen erzählt, was ein Leser erfährt, wenn er ein Drehbuch liest. Denn zu einem Dokumentarfilm kann man ein *Drehbuch* nicht schreiben.

Februar 1998 / Januar 2000  
MS / MB